

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 44 (2002)

Artikel: Ernte dreier Arbeitsfelder
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ernte dreier Arbeitsfelder

Redaktionelle Vorbemerkung

Mit der vorliegenden Arbeit nehmen wir von unserem treuen Freund Georg Thürer Abschied. Er ist am 26. September 2000 im hohen Alter von 92 Jahren in Teufen gestorben. Nach seinem Beitrag von 1998 über «Anfänge eines Historikers» hinterlässt er uns hier den zweiten Teil einer Lebensrückschau, in der sich uns die Weite seiner Interessen, sein verantwortungsvolles politisches Bewusstsein und seine grosse Menschlichkeit noch einmal auftun. Georg Thürer ist am 26. Juli 1908 in Tamins als Sohn des Pfarrehepaars Paul und Nina Thürer-Accola geboren und im Glarnerischen Netstal zusammen mit vier Geschwistern aufgewachsen. Die zehn Beiträge, die das Bündner Jahrbuch seiner Feder verdankt, sind Belege seiner lebenslangen, engen Verbindung mit Graubünden und stecken die eindrückliche Spannkraft seines Schaffens ab: Lyrik, Literatur, Kunst, Theater, Politik, Geschichte. Im allerersten Jahrgang unseres Periodikums, 1959, schreibt er in einem in Maienfeld entstandenen Gedicht, dem er den Titel «Mitte des Lebens» verleiht:

«Herr, der alles Leben schafft,
Gib mir dreier Herzen Kraft!
Eines, das dem Tag genügt,
Eins, das schöne Dinge fügt,
Und ein drittes soll der Liebe
schlagen!»



Dr. h.c. Rodolfo Olgiati (1905–1985), Leiter der Schweizerpende (rechts) und Georg Thürer, Gründer und Leiter des St. Galler Hilfswerks für München, auf einem Gang durch die zerstörte bayerische Landeshauptstadt 1947. (Foto: 129. Neujahrsblatt 1989, S. 76. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen)

Eine persönliche Rückschau von Georg Thürer

Im Bündner Jahrbuch 1998 ist mein Beitrag «Anfänge eines Historikers» erschienen. Nun bittet der Herausgeber, Peter Metz jun., um eine Fortsetzung, das heisst doch wohl um eine Schilderung meines historischen Schaffens in reifen Jahren. Wenn ich mit der Zusage erst etwas zögerte, so geschah es nicht, weil es in der zweiten Lebenshälfte an geschichtlichen Werken gefehlt hätte, sondern weil zu der Erforschung historischer Themen zwei weitere Arbeitsfelder kamen, die nicht weniger Einsatz

erheischten und nicht selten in engem Zusammenhang mit der Geschichte standen, nämlich die Dichtung in hochdeutscher Sprache und in (Glarner) Mundart (II) sowie das Staatsbürgertum (III). Diese beiden Arbeitsfelder mögen – wenn auch knapp – ebenfalls erwähnt werden.

I.

Überblicken wir zunächst meine späteren Beiträge zur Geschichtswissenschaft. Sie befassten sich fast ausschliesslich mit der Schweizer Geschichte, insbesondere der Kulturgeschichte der Ostschweiz.

Im Jahre 1948 erschien zur Hundertjahrfeier unseres Bundesstaates auf Wunsch von Dr. Friedrich Witz in seinem Zürcher Artemis-Verlag mein «Bundesspiegel». Diese knappe Geschichte der Eidgenossenschaft wurde in der Folgezeit erweitert und kam, wiederum reich bebildert, 1964 in neuer Fassung heraus. Diese diente wenige Jahre später einer Übersetzung ins Englische als Grundlage; sie trug den freigewählten Titel «Free and Swiss».

Einen ähnlichen Weg durchlief mein Bändchen «Unsere Landsgemeinden», das erstmals 1940 in der Tornisterbibliothek als Heft 18 erschien, dem schon im folgenden Jahre eine französische Übersetzung folgte. Der Rentsch-Verlag in Erlenbach gab es 1950 in stark erweiterter Fassung in Buchform heraus. Natürlich fehlt es darin nicht an Hinweisen auf Bündner Tagungen unter freiem Himmel, welche die Stimmberechtigten zum Beispiel einer Talschaft zu einer Kreisversammlung vereinigen. Bilder zeigen die Cumin der Cadi, das heisst die Wahlgemeinde des Bezirkes Disentis, unterhalb des Benediktinerklosters, und die «Bsatzig» zu St. Peter im Schanfigg. Als höchste und kleinste «Landsgemeinde» wird diejenige von Avers-Cresta (1965 m ü.M.) gewürdigt. In der Familie hörte ich erzählen, wie einst der Vater meiner Mutter, Valentin Accola-Bätschi, in Filisur Ammann (mestral) des Kreises Bergün geworden war.

Als sich die schicksalhaften Septembertage von Marignano zum 450. Male jährten, bat mich

Dr. Werner Oswald, der nicht nur die Emser Werke leitete, sondern auch bei Prof. Dr. Karl Meyer Geschichte studiert hatte, um eine lebendige Würdigung der ennetbirgischen Politik der Eidgenossenschaft auf ihrer Machthöhe zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Ja, er bot mir sogar das Schloss Haldenstein als ruhigen Werkort an. Darauf musste ich natürlich verzichten, denn für eine gründliche historische Arbeit musste ich die Bücher meiner Bibliothek in Griffnähe und leichten Zugang zu städtischen Fachbeständen an Quellenwerken haben. So verschoben wir denn unser «Schlossleben» auf die Zeit nach dem Erscheinen des ausnehmend schön gestalteten Buches «Die Wende von Marignano» (1965). Maurice Zermatten besorgte eine französische und Guido Calgari eine italienische Fassung.

Im Hinblick auf den Arbeitsraum besass ich im voralpinen Dorfe Teufen geradezu ideale Verhältnisse. Hatte ich mich als Student in Zürich und auch noch als junger Gymnasiallehrer in Biel und St. Gallen mit einem kleinen Zimmer, das Arbeits- und Schlafraum war, begnügen müssen, so trat nach meiner Wahl als ordentlicher Professor an die St. Galler Hochschule im Sommer 1940 sowie der bald darauf folgenden Heirat mit Maria Elisabeth Tobler (April 1941) ein grosser Wandel ein. Als junges Paar zogen wir in das sehr geräumige Elternhaus meiner jungen Frau. Das war ein stattlicher klassizistischer Bau, den Dr. h. c. Johannes Roth, Landammann und Ständerat

von Appenzell Ausser-Rhoden, 1869 erbaut hatte. Sein Sohn Dr. iur. Arnold Roth, der seinem Stande in den gleichen Ämtern gedient hatte, war während eines Menschenalters Gesandter der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reich in Berlin und bewohnte sein Elternhaus besonders in den Sommermonaten. Nach dem Tode von Minister Roth kam das Haus in die Familie des Stickereifabrikanten Karl Tobler-Fenkart. Als sich dieser von den Geschäften zurückzog, öffnete er mit seiner Frau das Haus unserer bald wachsenden Familie. So wurde aus dem grossen Studierzimmer des 1904 im Amt gestorbenen Staatsmannes mein heller Arbeitsraum mit Ausblick auf die nahe Grubemann-Kirche und der Fernsicht auf das Alpsteingebirge mit dem firngekrönten Säntis.

Nach dem Heimgang meiner Schwiegereltern und dem Auszug unserer Söhne und Töchter wurde uns das Haus zu gross. Wir verkauften es an die PTT, welche damals auf der Suche nach einem zentral gelegenen Bauplatz für ein Postgebäude in unserer Gemeinde war. Da sich das einst auf Repräsentation errichtete Gebäude nicht zu einem postalischen Zweckbau «umfunktionieren» liess, musste es leider abgebrochen werden, und wir erbauten uns im sanft ansteigenden Gartengelände ein bedeutend kleineres Landhaus, unseren «Eichenbühl». Wie dem Dorfe so ging auch uns der Verlust des «Ministerhauses» nahe, und ich versuchte in einem Teufener Heft «Johannes und Arnold Roth – zwei Appenzeller Staats-

männer» (1981) ihre grossen Verdienste um Land und Volk zu würdigen.

Freunde wunderten sich, dass ich mich im Alter von nahezu siebzig Jahren noch zu einem Neubau entschloss. Da ich indessen bei guter Gesundheit vor der Pensionierung an der Hochschule St. Gallen (1978) stand, erhoffte ich grossen Freiraum für weitere Arbeiten. Als Enkel zweier Bündner Bauern erhob ich mich meistens vor fünf Uhr vom Lager und legte mir auf einem Rundgang durch den Garten in der Morgenfrische den Arbeitsplan für den Tag zurecht.

Im neuen Heim, das wir ja ganz nach unseren Wünschen gestalten konnten, verfügte ich wieder über ein grosses Studierzimmer und dazu noch über einen ansehnlichen Bibliothek- und Archivraum. Beim Einordnen der gedruckten Schriften sichtete ich meine «Ansprachen und Aufsätze zur Kultur der Ostschweiz». Meine Freunde Prof. Dr. Emil Egli (Zürich), Prof. Paul Zinsli (Bern) und Prof. Peter Wegelin (St. Gallen/Teufen) trafen eine sorgfältige Auswahl für den Sammelband «Erker», der mir als Festschrift zu meinem 70. Geburtstag 1978 im St. Galler Waaghaus überreicht wurde. Dieses schmucke Werk aus dem Verlag Huber in Frauenfeld umfasst Arbeiten, die sich auf die ostschweizerischen Kantone St. Gallen, Glarus, Graubünden und Thurgau sowie das Appenzellerland beziehen, also auf Stände, in denen ich eine kürzere oder längere Reihe von Jahren gelebt habe, was mir bei all meinem Einsatz für unseren Landes-

teil der Ostschweiz (zum Beispiel als Verfasser und Sprecher von rund fünfzig «Ostschweizer Chroniken» am Radio) stets als freundliche Fügung erschien.

Wiewohl wir uns in dieser Rückschau grundsätzlich auf Schriften beschränken, die selbständig erschienen, also nicht nur Beiträge zu Jahrbüchern, Zeitschriften oder Sammelwerken oder gar der Tagespresse waren, sei uns hier eine Ausnahme von diesem Leitgedanken gestattet. In der Erwägung, dass die Leser dieser Rückschau zu einem grossen Teil Bündner sind, nennen wir hier die Titel der neun Kapitel, in welchen das über fünfhundert Seiten starke Erker-Buch rätische Themen behandelt: Lebendige Kultur der Walsertäler (1965), Kultur der Dorfgemeinschaft (1959), Chur – Schlüsselstadt der rätischen Pässe (1970), Schloss Rhäzüns (1974), Johann Gaudenz von Sallis-Seewis (1963), Beim Heidibrunnen ob Maienfeld (1953), Puschlaver Palette (1959), Der Poet Pater Alexander Lozza (1950), Martin Schmid (1970).

Die Fachleute Hanni Baumann, Helen Thurnheer und Peter Wegelin veröffentlichten im «Erker» ein Werkverzeichnis von vierzig Seiten. Es wurde seither alle fünf Jahre ergänzt. Leider ist der «Erker», wie ja die Mehrzahl meiner Bücher, seit vielen Jahren vergriffen, aber natürlich in unseren Bibliotheken zugänglich.

Wenn die Zahl der St. Galler Beiträge etwas bescheidener blieb als diejenige über Bündner Themen, so erklärt sich dies aus der Tatsache, dass wenige Jahre

zuvor mein wissenschaftliches Hauptwerk abgeschlossen worden war. Es ist meine «St. Galler Geschichte», deren erster Band zur 150-Jahr-Feier des Kantons 1953 erschienen war, während der zweite Band, in zwei Halbbände aufgeteilt, 1972 herauskam. Das insgesamt 1648 Druckseiten umfassende Werk, dem der Tschudy-Verlag in St. Gallen in Druck, Bildwahl und jeglicher Ausstattung alle Sorgfalt angedeihen liess, schildert «Kultur, Staatsleben und Wirtschaft in Kanton und Stadt St. Gallen von der Urzeit bis zur Gegenwart».

Unser Werk war nicht die erste St. Galler Geschichte und wird auch nicht die letzte bleiben. Es war ein ausgesprochener Glücksfall, dass unter den Benediktinern des 1805 aufgehobenen Klosters in St. Gallen ein Pater mit ausgeprägt historischer Begabung arbeitete. Als Archivar der Stiftsbibliothek erforschte Ildefons von Arx deren einzigartige Schätze, und im Dienste des Freistaates St. Gallen stellte er die Geschichten der einzelnen, 1803 künstlich zusammengefügten Gebiete dar; daher die Mehrzahl der «Geschichten des Kantons St. Gallen», die dreibändig 1810 bis 1813 erschienen.

Der zweite St. Galler Chronist war ein Staatsmann von Geblüt. Der junge Rheintaler Gallus Jakob Baumgartner genoss in der Regeneration und in der Eidgenossenschaft so hohes Ansehen, dass man seinen Stand den «Kanton Baumgartner» nannte. Nach seinem Übertritt zur konservativen Partei gehörte er nicht mehr jeder Regierung an und ge-

wann so die Zeit, um seine Geschichte des «Freistaates und Kantons St. Gallen» zu schreiben. Die ersten beiden Bände kamen 1868 heraus, und Baumgartners Sohn Alexander liess 1890 noch einen dritten Band folgen.

Unter den sehr vielen Büchern, die Otto Henne am Rhyn veröffentlichte, der zeitweise als St. Galler Staatsarchivar amtierte, war auch eine «Geschichte des Kantons St. Gallen» von 1863, die 1896 auch eine Fortsetzung erfuhr. Wissenschaftlich gewichtiger war indessen die «Politische Geschichte des Kantons St. Gallen» von Johannes Dierauer. Unser grösster Historiker unterbrach die Arbeit an seiner berühmten «Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft», um zur Hundertjahrfeier eine Geschichte seines Heimatkantons (1903) in knappen Zügen vorzulegen.

Seither war keine St. Galler Geschichte mehr erschienen. Das war um so bedauerlicher, als nicht nur die Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts aufzuarbeiten waren, sondern in den erwähnten Werken war zum Beispiel von der Urgeschichte kaum die Rede. Es kam dazu, dass zum Beispiel für die Geschichte des Mittelalters neue Quellenbücher erschienen, allen voran das 1863 von Dr. Hermann Wartmann begründete «Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen». Der Historische Verein des Kantons St. Gallen, den ich von 1954 bis 1958 leitete, gab Schriftenreihen und Neujahrsblätter heraus, und rundherum im Ringkanton St. Gallen gibt es heimatkundliche Jahrbücher mit beachtlichen

Studien fleissiger Lokal- und Regionalhistoriker. Wenn ich unter ihnen das «Rorschacher Neujahrsblatt» des Verlags E. Löpf-Benz besonders erwähne, so geschieht es, weil ich im Laufe der Jahrzehnte einzelne Kapitel meiner werdenden St. Galler Geschichte dort veröffentlichte, um sie der allgemeinen Kritik zu unterbreiten. So erfuhr ich manches, was ich später bei der Fertigstellung meines Manuskripts für die Buchausgabe noch berücksichtigen konnte.

Beim Sammeln und Sichten des Stoffes stand mir keine Hilfskraft zur Verfügung. Hingegen lasen zahlreiche historisch geschulte Fachleute die Druckbogen aufmerksam mit. Frau Dr. Theres Maurer legte ein Orts- und Personenregister an, während wir auf ein Sachregister – leider – verzichteten. Bei der Niederschrift hielt ich mir immer wieder das Ziel aller wissenschaftlichen Forschung vor Augen, nämlich die Erkenntnis der Wahrheit in ihren Sinnzusammenhängen. Ich versuchte redlich aufzuzeigen, wie die Vergangenheit wirklich war und wie daraus im Laufe der Zeit die Kultur der Gegenwart erwuchs. Es galt, das menschlich Wesentliche herauszuarbeiten und die Eigenständigkeit des Kantons mit seinen besonderen Problemen und Leistungen hervorzuheben. Als Leser dachte ich mir neben einem gestrengen Fachgenossen eine Frau mit sozialem Sinn und einen jungen Mechaniker, der wirtschaftlichen und kulturellen Fragen offensteht. Diese drei Lesertypen bestimmten den Stil: klar, anschaulich, lesbar.

Unser Geschichtswerk fand nicht die Verbreitung, welche bald neuen Auflagen gerufen hätte. Im massgebenden Werke «Geschichtsschreibung der Schweiz» von Richard Feller und Edgar Bonjour (zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage, Basel 1979) las ich freundliche Zeilen der Zustimmung: «Heute besitzt St. Gallen eine moderne Gesamtschau seiner Vergangenheit in drei Bänden aus der Feder von Georg Thürer. Er fasst alle Komponenten der Entwicklung souverän zusammen: Staat, Wirtschaft und Kultur, und es gelingt ihm, eine lebendige Mitte zu halten zwischen einem sachlichen Bescheid, einer wahren Erzählung und einer philosophischen Besinnung. Das Werk reicht bis an die Schwelle der Gegenwart und trägt abschliessenden Charakter.»

Wenn diese Anerkennung den Verfasser, der über drei Jahrzehnte an seinem Werke gearbeitet hat, auch freut, so darf er sie doch nicht vorbehaltlos hinnehmen. Gewiss ist meine St. Galler Geschichte ein «abgeschlossenes», aber nicht ein «abschliessendes» Werk. Das gilt nicht nur, weil das Leben ja weitergeht, und seit meinem Schlusstrich ist schon wieder mehr als ein Vierteljahrhundert verstrichen, das es aufzuarbeiten gilt. Jede neue Generation tritt aber auch anders an die Vergangenheit heran, wozu ja auch bald unsere Gegenwart gehört. Auch ist jeder Historiker, auch wenn er noch so gewissenhaft nach Objektivität strebt, bei der Auswahl und beim Gewichten des Stoffes und in seinem ganzen

Stil des Vorgehens und Darstellens doch irgendwie persönlich befangen. Er hat seine Schule und auch – seine Schalen.

Ich begrüsse es daher, dass in absehbarer Zeit – vorgesehen ist die 200-Jahr-Feier des Kantons im Jahre 2003 – eine neue St. Galler Geschichte entsteht. Unter der Leitung des Staatsarchivars Dr. Silvio Bucher wird ein Stab von 46 Mitarbeitern ein Werk schaffen, das namentlich die kantonale Geschichte eingehender behandeln wird als mein Ein-Mann-Buch. Von den Spezialisten mit soziologischer Schulung wird man auch aufschlussreiche Tabellen, Statistiken und schematische Darstellungen erwarten. Diese neue St. Galler Geschichte wird in weiten Kreisen schon als Nachschlagewerk sehr willkommen sein.

Die Kenntnis der st. gallischen Vergangenheit bedeutete eine gute Ausgangslage für mein nächstes Buch. Rektor Prof. Dr. Hans Siegwart wünschte für die 75-Jahr-Feier der Hochschule St. Gallen eine Darstellung ihrer Geschichte. Er wollte diesen Rückblick dem amtsältesten Mitglied des akademischen Senates anvertrauen. Ich hatte in der Tat nahezu die Hälfte der 75-jährigen Hochschule miterlebt und etliche Jahre die St. Galler Hochschul-Nachrichten, das heisst das Mitteilungsblatt der Hochschule, redigiert. So konnte ich, ohne einen Urlaub zu nehmen oder einen Assistenten zu beanspruchen, das 200 Seiten starke Buch «Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 1899 bis 1974» verfassen.

Man kann sich die Anfänge dieser «Handelsakademie», wie der ursprüngliche Name lautete, kaum bescheiden genug vorstellen. Im Erdgeschoss des Westflügels der Kantonsschule nahm sie im Mai 1899 mit sieben eingeschriebenen Studenten ihren Betrieb auf. Im Jahre 1911 bezog sie ihr eigenes Gebäude an der Notkerstrasse. Über der Eingangspforte stand ihr neuer Name: Handels-Hochschule. Heute heisst die grosse, 1963 auf dem Rosenberg angelegte Lehr- und Forschungsstätte «Universität St. Gallen». Sie wählte diesen Namen, wiewohl sie nicht alle an den Universitäten bestehenden Fakultäten umfasst, um sich von Fachhochschulen abzugrenzen, die kein Zeugnis der Hochschulreife verlangen. Das Kürzel HSG wurde belassen. Meine Hochschulgeschichte zeigt, wie sich tatkräftige Rektoren in der Leitung der HSG ablösten. Eine lange Reihe von Instituten und eine Stätte für Weiterbildung trugen dazu bei, dass die seit einigen Jahren von über viertausend Studierenden besuchte Hochschule sich im In- und Ausland eines guten Rufes erfreut. Sie beging im Sommer des Jahres 1998 ihre Hundertjahrfeier, wobei ich bedauere, dass bei diesem Anlass nicht von einem älteren, noch im Lehramt tätigen Kollegen Lehrmeinungen der führenden Professoren unserer Hochschule geschildert wurden.

Ich wurde im Hochsommer 1940 als Ordinarius für «Deutsche Sprache und Literatur» sowie «Schweizer Geschichte» an die HSG gewählt.

Diese Fächer gehören nicht wie Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre und das Recht zu den massgebenden Kernfächern. Wenn sich auch das Ansehen der «Kulturwissenschaften», wie zum Beispiel der Fremdsprachen, der Philosophie, der Psychologie, der Pädagogik, der Publizistik und der Kunstgeschichte zusehends hob, so bestand doch für keines dieser Fächer die Möglichkeit, ein Hauptstudium anzubieten wie zum Beispiel die Philosophische Fakultät I der Universitäten.

Stand so das Fach der Geschichte an der HSG am Rande, so bot mir die Mitarbeit an der St. Gallischen Sekundarlehrerschule (SLS) einen gewissen Ausgleich. Die Lehranstalt hatte zwei Abteilungen, nämlich eine sprachlich-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. In dieser Bezeichnung kam zum Ausdruck, dass die Geschichte ein tragendes Fach war. Ich lehrte an dieser Fachhochschule von 1935 bis 1975 mit wöchentlich zwei Doppelstunden. Die erste gestaltete ich als Vorlesung, während die zweite Seminarcharakter hatte. Jeder Kandidat hatte je einen Vortrag aus der Schweizer Geschichte und aus der allgemeinen Geschichte zu halten. Es entstanden auch beachtliche Diplomarbeiten. Diese Ausbildungsstätte, die vor wenigen Jahren zur «Pädagogischen Hochschule» ausgebaut wurde, war 1867 vom hochgebildeten Staatsmann Dr. h. c. Friedrich von Tschudi gegründet worden, der als Verfasser des Werkes «Tierleben der Alpenwelt» sowohl in

die Naturwissenschaft wie auch in die Literaturkunde eingegangen ist. «Friedrich von Tschudi als Dichter» war das Thema meiner germanistischen Antrittsvorlesung an der Hochschule St. Gallen.

Die frei gewählte Vorlesung aus dem Reich der neueren deutschen Literatur verlangte die arbeitsreichste Vorbereitung, bereitete mir aber auch die grösste Freude. Sie wurde nicht nur von Studenten, sondern besonders als öffentliche Vorlesung auch von Hörern aus der Stadt und ihrer nordostschweizerischen Umgebung besucht. Wenn ich auch frei sprach, so schrieb ich den Text doch sorgfältig auf, was mir eine grosse Erleichterung bot, wenn Herausgeber mich um literaturwissenschaftliche Studien baten. So wurde meine erste Vorlesung «Gottfried Keller als Mensch und Meister» zu einer Einleitung der Ausgabe sämtlicher Werke des Dichters, die im Ex libris Verlag 1952 herauskam. Für den Bildband «Conrad Ferdinand Meyer» (Stuttgart 1967) schrieb ich den Lebenslauf des Poeten, ebenso für die Collection des Prix Nobel de Littérature. Diese Studie «La vie et l'oeuvre de Hermann Hesse» (Paris 1963) wurde ins Deutsche, Englische und Japanische übertragen. Den alemannischen Dichtern Johann Peter Hebel und Hermann Burte widmete ich etliche Studien.

II.

Konnte ich in meinem Beitrag über die «Anfänge eines Historikers» darauf hinweisen, wie sehr ich bei meinen frühen Ge-

schaftsstudien in hohem Masse dem Vorbild meines Vaters verpflichtet sei, so kann ich nun auf der Suche nach dem Ursprung meines dichterischen Schaffens kaum einen Ahnen als Vorgänger anrufen. Gewiss war mein Urgrossvater Georg Thürer-Däscher (1806 bis 1883) «Alpschreiber» in Trimmis und Hintervaldzeina, was doch wohl heisst, dass er mit Schriftzeichen und Zahlen umzugehen vermochte, aber er stellte seine Schreibkunst in den Dienst der Alpwirtschaft. Schreibgewandter war der Vater meiner Mutter. Valentin Accola stammte aus der Spina in der Talschaft Davos. Er durchlief das Bündner Lehrerseminar und führte zur Zeit, da die Albubahn und die Strecke Davos-Filisur gebaut wurden, den Gasthof «Weisses Kreuz» in Filisur. Er beschloss aber seine Tage als Bergbauer auf dem Hofe Solis, unweit des Landwasserviaduktes. Etwa eine Stunde weiter hinten, in der Zügenschlucht, mähte er auf dem «Leidboda», einer sehr einsamen Waldlichtung, was der karge Grund hergab. Während weniger Winterwochen fütterte er damit einen kleinen Viehbestand. Dort auf dem «Leidboda» soll mein Neni zwei oder drei Gedichte geschrieben haben, in denen er den frühen Tod seiner Frau Menga beklagte.

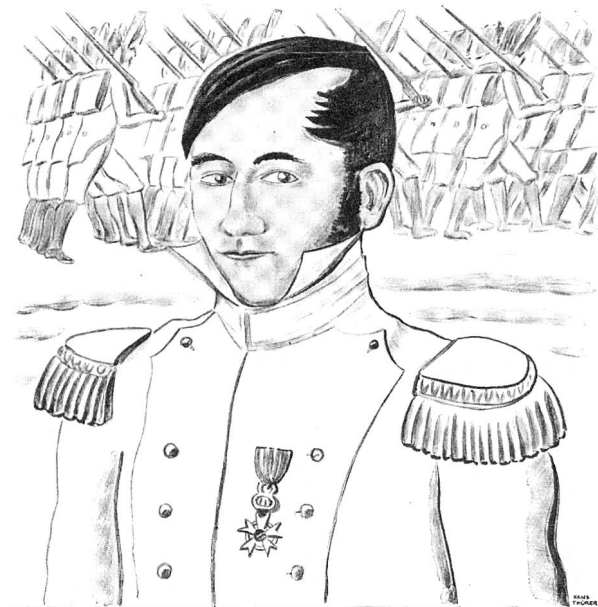
Die Niederschrift meines ersten Gedichtes ist mir in Erinnerung geblieben. Ich sass als Schüler einer unteren Klasse an einem sonnigen Morgen im Netstaler Pfarrhausgarten und hatte eine Schiefertafel auf den Knien. Die Bank stand zwischen blühenden Aprikosenspalieren. Mein

Griffel hielt aber kein Frühlingsliedchen fest, sondern stimmte – in gewiss un gelenken Versen – das Lob des Bündner Freiheitshelden Benedikt Fontana an, von dem im Hause oft die Rede war. Beide Eltern hatten im Calvenspiel von 1899 ihr grösstes künstlerisches Erlebnis.

Die Gartenmauern der Nachbarschaft waren zu einem guten Teil mit mächtigen Schieferplatten gedeckt, die aus dem nahen Glarner Sernftal stammten. Darauf liess sich mit Kreide, Kieselsteinen und roten Ziegelbrocken herrlich schreiben. Mag sein, dass dort mancher Fluch wegen erlittener Unbill, wohl aber auch etwa ein Liebesgeständnis zu lesen war, ehe der nächste freundliche Regen oder doch der winterliche Schnee die knabenhaften Züge löschten.

Das erste etwas ernstere Bemühen um einen Text ergab sich in unserer uralten Choral-sängergesellschaft, welche die Choräle für den Gottesdienst einzuüben hatte. Da wünschten die Bässe und Tenöre, also die wackeren Mannen, dass ihnen die Knaben beim Sängermahl im Spätwinter etwas Rechtes böten. Weil uns nichts aus den braven Kinderheftli zusagte, entschlossen wir uns kühn, selber ein Stück zu schreiben. Als Grundlage diente uns Zwölfjährigen Josef Reinharts muntere Erzählung «Wie's Jörglihanse Frau ihre Ma kuriert het». Unser Schwank kam nicht übel an. Die Sprache war urchiges Glarner-tüütsch. Daheim sprachen wir zwar Bündner Mundart, aber auf dem Schulhof glichen wir uns der Ortsmundart an. Diesem

Plakat nach einer Zeichnung
von Hans Thüerer.



BERESINA

ES SPYL VUM THOMAS LEGLER UND SINER ALLMEI
GEORG THÜRER

LANDESAUSSTELLUNG ZÜRICH 5. u. 6. AUGUST 1939
HEIMATSCHUTZBÜHNE GLARUS

kernigen Bergschweizerdeutsch, wie es vor achtzig Jahren an der oberen Linth gesprochen wurde, blieb ich im Laufe der Jahrzehnte in etwa der Hälfte meiner Gedichte, Spiele und Erzählungen treu.

Der Durchbruch echter Lyrik in Mundart erfolgte merkwürdigerweise im Berner Jura oberhalb Biel. Nach Studien in Zürich, Genf und Paris vertrat ich 1932 bis 1935 am Städtischen Gymnasium den erkrankten Rektor Dr. Hans Fischer in seinen Deutsch-, Geschichts- und Philosophiestunden. Es war die Zeit, da im Süden der Faschismus und im Norden der Nationalsozialismus Freiheit und Demokratie bedrohten. Wie wir nun im Unterricht die politischen Gedichte des mittelhochdeutschen Sängers Walter von der Vogel-

weide lasen, fragte ich mich, ob man nicht auch unser Volk in alemannischen Versen zu Wachsamkeit aufrufen sollte. So entstand auf dem Heimweg in mein Zimmer auf dem sogenannten Juzhubel mein Gedicht «Schweizer Lehen», das in der Bundesfeier-Nummer F 1934 m der «Neuen Zürcher Zeitung» mit einem Preis ausgezeichnet wurde.

Da ich damals in meinem persönlichen Leben sehr aufgewühlt war, schrieb ich in rascher Folge weitere Verse in Mundart. Der Verlag Tschudi & Co. in Glarus gab sie unter dem Titel «Stamm-buech» (1937) heraus, und die Schweizerische Schiller-Stiftung hielt meinen lyrischen Erstling eines Preises würdig.

Auch die folgenden Gedichtbände «Vrinelis Gärtli» (1946) und die «Gloggestube» (1960) so-

wie «Froh und fry» (1985) fanden bald ihre Freunde, so dass sie schon nach wenigen Jahren vergriffen waren. Zur besonderen Freude gereichte es mir, dass sich namhafte Komponisten von meinen Versen angesprochen fühlten. So schuf Robert Blum unter dem Titel «Vogel Juhei» (Verlag Hug und Co., Zürich) ein ganzes Liederbuch mit 36 volkstümlichen Weisen, und der Bündner Poet Gian Gianett Cloetta übersetzte alle Texte in rätoromanische Verse.

Auch mein Schaffen für die Mundartbühne stand unter einem guten Stern. Während sich aber meine alemannische Lyrik über sechzig Jahre hinzog, entstanden meine drei Spiele in Glarner Mundart im Laufe von nur vier Jahren. Dabei erlebte ich die Gunst, dass im Hauptorte

Glarus ein Spielmeister tätig war, der im Sinne des von Prof. Otto von Greyerz gegründeten und geleiteten Berner Heimatschutztheaters Mundartwerke ohne jedes Pathos aufführte. Dieser Melchior Dürst hatte schon eine Reihe wertvoller Schweizer Dramen in die Talmundart übersetzt und erfolgreich aufgeführt. Nun wünschte er ein Werk, das ursprünglich in Glarner Mundart abgefasst worden war. So kam es denn zu unserem Spiel «Beresina, ein Spyl vum Thomas und siner Allmei» durch das Heimatschutztheater Glarus. Die denkwürdige Uraufführung fand am 5. März 1939 in Glarus statt. Unser Werk krönte an der Schweizerischen Landesausstellung im August, also wenige Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, den Glarnertag der «Landi». Es wurde bald darauf auch in Graubünden aufgeführt und in besonders gediegener Ausstattung bärndütsch vom Berner Heimatschutztheater.

Mein zweites Mundartspiel, «Meischter Zwingli», zeigt den späteren Reformator in seinem Glarner Jahrzehnt (1506 bis 1516). Als Feldprediger begleitete er die Glarner auf der Machthöhe der Eidgenossenschaft auf Feldzügen in die Lombardei. Wie im «Beresina-Spyl» geht es um das schicksalhafte Zusammenwirken einer starken Persönlichkeit mit der Volksgemeinschaft.

Im gleichen Jahre 1943 erlebte mein Legendenspiel «Ursus – es Spyl um Grund und Bode» seine Uraufführung bei der Burgkapelle St. Michael ob Glarus, der Freilichtaufführungen in den anderen Gemeinden folgten. Auch

im vorarlbergischen Rankweil wurde seine alemannische Mundart gut verstanden. Auf der Exposition nationale verlieh es dem Glarnertag 1964 sein besonderes Gepräge. Es zeigt, wie in alemannischer Urzeit der Glaubensbote Fridolin den jungen Ursus für das Christentum gewann, während dessen älterer Bruder Landolf auf dem altgermanischen Heidentum so stur beharrte, dass man damals mitten im Zweiten Weltkrieg unwillkürlich an das neue Heidentum dachte. Die Handlung geht in alemannischen Versen vor sich, die immer wieder von hochdeutschen Chorälen unterbrochen und geendet wird.

Das Zusammenspiel von Mundart und Schriftsprache kennzeichnet auch einige meiner späteren Festspiele. Ich bin mir natürlich bewusst, dass das herkömmliche Festspiel in der Literaturkritik der Gegenwart nicht hoch im Kurs steht, weil darin zuviel falsches Pathos dröhnt. Die Massenszenen wirken dabei oft wie stehengebliebene Umzüge. Ich versuchte daher, eine neue Form zu finden, denn rundweg auf ein Festspiel zu verzichten, erschien mir unangehörig. Der Dichter ist ja auch Mitbürger und soll sich nicht in einen Elfenbeinturm zurückziehen, wenn eine Schar aufgeschlossener Mitbürger von ihm ein Werk erhofft, das die Gemeinschaft festigt. Das Festspiel soll den Brückenschlag von der Geschichte zur Gegenwart überzeugend vollziehen.

Holten meine Schauspiele in Mundart den Stoff aus der Geschichte, so spielen fast alle mei-

ne mundartlichen Kurzgeschichten in unserer Gegenwart. Die drei handlichen Bändchen, die in den Taschen einer Windjacke Platz finden, fielen in die Spätzeit meines Schaffens. Das Bändchen «Rund umme Blattetisch» (1966) lässt in jeder der sieben Geschichten das schönste Stück eines Glarner Haushalts aufleuchten. Im Sammelbändchen «Bim Brunnemeischer» (1975, zweite Auflage 1977) zeigt die Titelgeschichte, wie ein Dorf zu seiner Zierde, nämlich einem Brunnen, gekommen ist: die Jungmannschaft brachte den im Walde aus einem einzigen Steinblock herausgehauenen Trog zu Tal. Im dritten Bändchen «Grüezi mitenand!» (1987) begegnet man ausser Menschen im Abseits auflüpfischer Jugend.

Meine Dichtungen in hochdeutscher Sprache setzten während meiner Ausbildungszeit im thurgauischen Lehrerseminar Kreuzlingen (1924 bis 1928) ein. An unserem Hochzeitstag weilten meine Braut und ich in Graubünden. Am 5. April 1941 wurden wir in unserer ersten Bürgergemeinde Valzeina zivil und am Nachmittag von meinem Vater in der St. Martinskirche in Chur, unserer zweiten Bürgergemeinde, kirchlich getraut. Die Gäste empfingen nach dem Festmahl im «Dreikönig» meinen lyrischen Erstling in hochdeutscher Sprache, nämlich den vom Atlantis-Verlag besonders schmuck gestalteten Band «Mein blauer Kalender». Neue Gedichte folgten in grossen Abständen, «Der Ahorn» (1955) und «Zusammenspiel» (1988), das bei einer hochsommerlichen Morgen-

feier in einer voralpinen Wirtschaft an die Nachbarn von St. Gallen und Teufen als Heimbringsel gegeben wurde. Auf dem Felde der dramatischen Kunst besorgte ich zusammen mit meinem jungen Bieler Kollegen Fridolin Hefti ab 1934 die Herausgabe der «Reihe schweizerischer Volksspiele» im Verlag Tschudi & Co., Glarus. Sie versuchte zur Zeit, da die deutschen Laienspiele politisch eingebraunt wurden, gutes einheimisches Spielgut zu bieten. Cäsar von Arx erneuerte Spiele aus dem frühen 16. Jahrhundert, und ich übertrug das spätgotische «Neuenburger Weihnachtsspiel» in deutsche Verse. Unsere Reihe brachte es bald auf über zwanzig Nummern. Dabei wirkte nach Heftis sehr frühem Tode der St. Galler Theaterdirektor und Theaterforscher Dr. Karl Gottlieb-Kachler als Herausgeber mit.

Von meinen eigenen späteren dramatischen Werken erwähne ich das Schulspiel «Marianne Thaler» (Amriswiler Bücher, 1970). Das kleine Werk, in dem es in einer für Kinder fasslichen Weise um das Geld geht, war aus einer Tagung hervorgegangen, auf der Dino Larese die musische Bildung der Jugend förderte. Das Radiostudio Zürich unter Direktor Dr. Jakob Job zeichnete mein Hörspiel «Brot über Bord» mit seinem Hörspielpreis aus und gliederte es in sein Programm der Zürcher Juni-Festwochen 1951 ein. Ihm folgte 1958 das ebenfalls für die Berufsbühne geschriebene Spiel «Rousseaus Tochter fordert Rechenschaft». In herrlichen Ferienwochen im

Puschlav begann ich 1959 an bezaubernden Bergmorgen mein Schauspiel «Menschen im Feuer», das am Stadttheater in Chur am 11. April 1962 eine gediegene Uraufführung erlebte.

Im Bereich der epischen Dichtung darf ich ein frühes und ein spätes Sammelbändchen erwähnen. Die «Rosenkanzel» (Tschudy-Verlag, St. Gallen, 1951) ist längst vergriffen. Zu meinem 80. Geburtstag erschien in der Amriswiler Bücherei der schön gestaltete Band «Tanz ohne Musik» (1988). Er umfasst über dreissig Geschichten, von denen aber nur sehr wenige den Umfang einer kleinen Novelle erreichen. Einen Roman schrieb ich nie. Liess ich die Hände von der längsten Form der Erzählkunst, so fesselt mich seit Jahren die knappste Form der dichterischen Aussage, nämlich der Aphorismus. Das Büchlein «Kurz und bündig» (1993) vereinigte 360 Kernworte, je zur Hälfte in Mundart und Hochsprache, das nun in einer zweiten Auflage vorliegt. Als weitere Gabe zum 85. Geburtstag, ebenfalls in den beiden Sprachen, kam in der Ribaux-Buchhandlung in St. Gallen die CD-Aufnahme «Härrgott, wie freut mi das!» heraus.

So knapp die Hinweise auf meine Dichtungen ausgefallen sind, mögen sie doch bezeugen, dass mein poetisches Schaffen nicht nur ein Nebenwerk eines Historikers ist. Es ging auch aus der Mitte meines Wesens hervor und zeigt wohl mehr schöpferische Eigenart als meine Geschichtswerke. Jedenfalls mag es dazu beitragen, dass ich nicht als Nur-Historiker «abgestempelt»

werde. In diesem Sinne füge ich einen kurzen Schlussabschnitt über mein drittes Arbeitsfeld, nämlich das Staatsbürgertum an, das zumal während der Kriegszeit meine Kraft herausforderte.

III.

Werfen wir einen abschliessenden Blick auf meine Schriften zur Staatskunde, so stellen wir fest, dass sie im gleichen Spätsommer 1934 einsetzten, in welchem mein Gedicht «Schweizer Lehen» bekannt wurde. Die Schulleitung des Gymnasiums Biel bat mich um die Maturitätsrede. Ich wusste das Vertrauen zu schätzen, und so sprach ich denn am 21. September 1934 in der Aula über «Werden und Wesen der eidgenössischen Demokratie». Es war zugleich eine Rede gegen die Diktatur. Dieser Einsatz für unsere Volksherrschaft nahm mich mehr als ein Jahrzehnt sehr in Anspruch. Er erreichte einen Höhepunkt, als mich mein Lehrer Prof. Dr. Karl Meyer bat, das Sekretariat der von ihm begründeten «RES PUBLICA» zu übernehmen, die sich gegen alle totalitären Einflüsse wandte. Zu Neujahr 1939 trat ich die mir zugedachte Arbeit hauptberuflich in Zürich an und leistete sie, bis ich im Herbst bei Kriegsausbruch in den Aktiviendienst einrücken musste. Als Mitarbeiter der Sektion «Heer und Haus» setzte ich meine Arbeit an feldgrauen Tagen im staatsbürgerlichen Sinne fort. Man sollte wissen, wofür man einstand.

Als Sekretär der RES PUBLICA wirkte ich an Grenzland-

kundgebungen zum Beispiel auf dem Münsterplatz in Basel und in Schaffhausen mit. Für die damals in Zürich aufzubauende Landesausstellung schrieb ich für die Spruchbänder im Riesenbild Otto Baumbergers die knappen Texte zur Schweizer Geschichte. Am Auslandschweizertag Mitte August 1939 durfte ich als Vertreter der Jugend nach Bundesrat Motta und Armeekorpskommandant Guisan zu unseren Landsleuten aus der Fremde sprechen. Damals und während der Kriegsjahre schrieb ich zahlreiche Aufrufe und Betrachtungen für die Tagespresse, vor allem Leitartikel für die «Neue Zürcher Zeitung», welche mir anfangs Mai 1945 auch den ersten Artikel der Sonderausgabe «Waffenruhe» anvertraute.

Meine politische Arbeit rief natürlich der Kritik der Frontisten. So schwärzte mich ein politischer Gegner in einer deutschen Zeitung an, was zu einem Prozess vor Bundesgericht führte, wo der Verleumder den Kürzeren zog.

Mein damaliges Schaffen habe ich auf Wunsch des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen in seinem Neujahrsblatt 1989 unter dem Titel «Eidgenössische Erinnerungen» auf über 80 Grossseiten dargestellt. Nach dem Kriege gründete und leitete ich das St. Galler Hilfswerk für München (1945 bis 1949). Es war ein erster Schritt in Richtung Europa.

Aus den zahlreichen Aufsätzen und Ansprachen, welche ich in der Kriegszeit und nachher hielt, trafen Prof. Dr. Peter Wegehlin und ich eine Auslese, welche

9053 Teufen / Erhenbühl, 3. 8. 1998

Sehr geehrter Herr Doktor,

besten Dank für Ihre Mitteilung, dass mein Beitrag „Ernte dreier Arbeitsfelder“ nicht im nächsten, sondern erst im übernächsten Jahrbuch erscheinen soll. Da ich eine Werkprobe für meine Festgabe zum 90. Geburtstag einreichen muss, schrieb ich zum letzten Titel des Verzeichnisses „erscheint im Bündner Jahrbuch für das Jahr 2000, schon gesetzt und verbessert.“

Mit den besten Wünschen für einen schönen Übergang aus dem Spätsommer in den Frühherbst bleibe ich Ihr

Georg Thürer

Brief von Prof. Dr. Georg Thürer vom 3. 8. 1998 an den Redaktor des Bündner Jahrbuchs. Er zeigt uns Thürers schöne, schwungvolle Schrift.

unter dem Titel «Gemeinschaft als Festgabe zu meinem 90. Geburtstag im Staatsleben der Schweiz» im Verlag Paul Haupt in Bern